

Wiesbadener Tagblatt.

42. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Einzelnen-Preis:
Die einspaltige Beilage für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Reclamen die Beilage für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 330.

Dienstag, den 18. Juli

1893.

Die Ursachen des Untergangs der „Victoria“.

Der inzwischen bekannt gewordene amtliche Bericht des Kommandanten des englischen Panzerschiffes „Camperdown“, durch dessen unglücklichen Rammsstoß das Panzerschiff „Victoria“ in den Grund gebohrt wurde, hat den Verlauf der Evolutionsmanöver, bei denen der Zusammenstoß der genannten Panzerschiffe erfolgte, zwar klargestellt — und die kriegsgerichtliche Untersuchung wird auch feststellen können, in welchem Maße ein Verschulden eines der verantwortlichen Schiffsführer vorliegt —, aber es bleibt dem Laien doch immer räthselhaft, wie es möglich war, daß ein solches, nach allen Regeln der Schiffbautechnik erbautes Kriegsschiff binnen wenigen Minuten nach erfolgtem Antreffen durch ein anderes Schiff untergehen konnte. Ueber diese brennende Frage Aufklärung zu geben, ist Zweck dieser Zeilen.

In der beistehenden Zeichnung ist oben rechts die Evolution dargestellt, welche die in zwei Kolonnen (in „doppelter Reihlinie“) fahrende englische Flotte gemäß dem Befehl des Admirals Tryon vornahm. Die „Victoria“ führte die rechte (in der Zeichnung die obere), der „Camperdown“ die linke (untere) Kolonne. Die durch Flaggen signalisirte Befehlsbefugnis (Wendung um „180 Grad“) der führenden Schiffe hatte nun zur Folge, daß der „Camperdown“ die „Victoria“ (siehe Zeichnung) in deren rechter (Steuerbord-) Seite anrannte, da der Name zur Deutung beider Schiffe in der Richtung gegeneinander zu klein war. Die „Victoria“ sank und kenterte infolge des durch das Led in ihr Inneres eindringenden Wassers.

In erster Linie erscheint es nun auffallend, daß ein neues, hartes Panzerschiff (die „Victoria“ war 1890 zum ersten Mal in Dienst gestellt) durch einen bei vermindelter Fahrt (caum 8 Seemeilen) erfolgenden unbeabsichtigten Rammsstoß eines nur gleich großen Schiffes ein so sehr schweres Led erhalten konnte; sodann mußte es betonen, daß das Led den sofortigen Untergang (13 Min. nach dem Zusammenstoß) herbeiführte.

Um die erste Frage zu beantworten, ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, welche ungeheure Stoßkraft (lebendige Kraft) in einem Panzerschiff von 10,600 Tonnen Displacement, wie der „Camperdown“, liegt, wenn dasselbe sich auch nur mit 8 Seemeilen Fahrt bewegt. Die lebendige Kraft ist ein Produkt aus Masse (Gewicht) und Geschwindigkeit eines Körpers, berechnet nach der Formel: $M \times v^2$, wobei M das Gesamtgewicht des Körpers, v seine Geschwindigkeit in der Sekunde und g die Beschleunigung der Schwerkraft bedeuten. Bei „Camperdown“ war M = 10,600 Tonne à 1000 Kilo, denn das Displacement des „Camperdown“ betrug 10,600 Tonnen, was genau sein Gesamtgewicht darstellt. Die Geschwindigkeit bei caum 8 Seemeilen Fahrt war 4 Meter in einer Sekunde, demnach ergibt sich folgende Rechnung nach obiger Formel: Die lebendige Kraft des vom „Camperdown“ gegen die „Victoria“ geführten unseinerlichen Rammsstoßes war $10600 \times 16 = 86560$ Meter-tonnen. Mit einer Stoßgewalt von 86560 Meter-tonnen rannte der mit einem unterseeischen Rammstirn versehene „Camperdown“ in jene Stelle der Steuerbordseite der „Victoria“ hinein, die zu den schwächsten am ganzen Schiff gerechnet werden muß, nämlich in die rechte Seitenwandung vor dem Thurm. Was aus unserer technischen Zeichnung der „Victoria“ ersichtlich, war das Schiff hier nicht mehr durch Seitenpanzer geschützt. Die „Victoria“ hatte nämlich zwar einen sehr starken, 18 Zoll = 45 Centimeter dicken Seitenpanzer in der Wasserlinie, derselbe erstreckte sich aber, wie aus der biden Kreuzschraffur unserer Zeichnung ersichtlich, nur über den mittleren Theil des Schiffes und reichte nach vorn nur bis unmittelbar vor den Thurm. Von hier an waren die vorderen Seitenwände des Schiffes unpanzert und besaßen also nur die Stärke einer gewöhnlichen Schiffswand von etwa 2 1/2 Centimeter Stahlfarbe. Nur das sich vorn und hinten an die Seitenpanzerung eben unter der Wasserlinie in horizon-

taler Lage anschließende Panzerdeck, welches zum Schutz der unter demselben liegenden Maschinen, Kessel, Munitionskammern u. s. w. gegen von oben einfallende Granatschüsse (Senkfeuer) diente, und das nur 7 1/2 Centimeter dick war, bildete hier im Innern eine widerstandsfähige Schicht. Gegen seitliche Verletzungen des Schiffskörpers schützte es aber natürlich nicht.

Aus dieser Konstruktion des Schiffes, welche bei beiden Panzern fast genau gleich war, ist klar ersichtlich, daß beim Auftreffen des Camperdown auf die Seitenwand der Victoria diese letztere ein bedeutendes Led in der Wasserlinie erhalten mußte, wie es in unserer Zeichnung durch eine schraffierte Fläche angedeutet ist, durch welches ganz enorme Wassermassen sich in das Innere ergießen konnten.

Gegen dieses letztere, so meint man, werden die modernen Panzerschiffe mit einer genügenden Anzahl von

(schlagen) des versinkenden Schiffes durch die Anfüllung der nur auf einer Seite (Steuerbord) verlegten Räume mit Wasser erklärt wird.

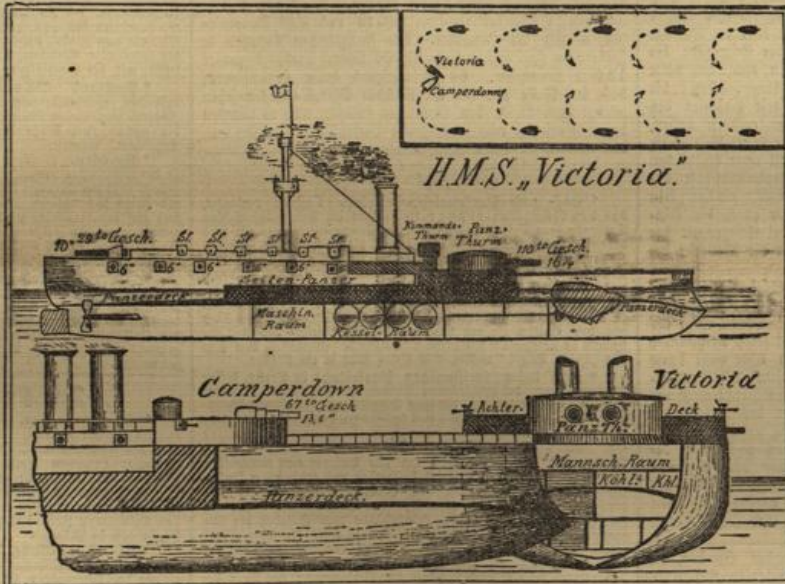
Die technischen Details der Victoria gehen aus der Zeichnung so klar hervor, daß eine eingehendere Beschreibung unnötig ist. Die „Victoria“, welche, den artilleristischen Anforderungen entsprechend, die man an ein modernes Kriegsschiff stellen muß, in ausreichendem Maße außer ihren beiden schweren 110 Tonnen-Geschützen in dem Bordthurm noch mit einem mittelschweren 29 Tonnen-Geschütz (10 Zoll-Kaliber) ganz hinten und mit 12 Geschützen von 6 Zoll sowie mit zahlreichen Schnellfeuer-Geschützen ausgestattet war, wurde in der englischen Marine in nautischer Hinsicht als verfehlt angesehen, und außer dem mit ihr zugleich vom Stapel gelaufenen „Canopus“ ist von ihrem Typ kein Schiff wieder gebaut. Nebenbei erwiesen sich die 110 Tonnen-Geschütze überhaupt als verfehlt. Auch die Schiffe der sogenannten „Admiralsklasse“, zu welcher der Camperdown gehörte, werden als verfehlt angesehen, da sie wie die Victoria eine zu geringe Höhe des Vordrisses haben, so daß sie bei Seegang ihre Hauptgeschütze im Thurm fast nicht gebrauchen können, weil ihnen „die grüne See“ in die Geschützwindungen hineinläuft!

Aus dem Gefagten geht hervor, daß die Panzerschiffe der bezeichneten Art zwar gewaltige schwimmende Batterien, aber in ihrer Existenz auf See im höchsten Grade gefährdet und daher als „vollwertige Schlachtschiffe“ der englischen Marine nicht anzusehen sind.

B.

Neue Rede Bismarcks.

Am vorigen Donnerstag hatten sich über 200 Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins für Hamburg und Umgegend nach Friedrichsruh begeben, um dem Fürsten Bismarck ihre Glückwünsche darzubringen. Auf eine Ansprache des Fürsten stiegen aus Moorburg antwortete der Fürst mit folgender Rede: „Herrn! Ich danke Ihnen, meine Herren und Damen, für Ihre freundliche Begrüßung und für die wohlwollende Berücksichtigung meiner früheren Thätigkeit. Sie haben, Herr Fürst, des 18. Juli Erwähnung gethan, des Tages, an dem das Attentat in Kissingen auf mich gemacht wurde. Dieser Tag ist auch sonst ein bemerkenswerthes Datum. 1870 war es dieser Tag, an dem sich die Situation zum Kriege entspannte. Am 12. Jänner der Friede geschlossen, am 13. war der Krieg geschlossen. Am 13. Juli war auch der Abbruch des Berliner Kongresses, auf dem Deutschland die Stellung eingenommen hatte, die eine natürliche Folge seiner Einheit und seiner Kraftentfaltung war, auf dem es die Leitung der europäischen Politik in die Hand nahm und dieselbe in friedliche Bahnen lenkte. So kam es, daß also der 13. Juli in mehrfacher Beziehung in meinem Gedächtnis mit einem starken Trauer bezeichnet ist, nicht mit dem Krenn des Lebens, sondern des Vertrauens und des Glaubens an Gottes Fürsorge, die uns bisher geleitet hat. Ich erinnere an die alte, oft in frohlicher Weise gebrauchte Redensart, daß Gott keinen Deutschen verläßt. Doch er unter gekrümmtes Deutschland nicht verläßt, nachdem er uns so weit gebracht, ist einer meiner Glaubenssätze, von dessen Wahrheit ich sehr überzeugt bin, wenn er auch nicht im Katastrophus steht. Besonders wir Landwirthe stehen, ebenso wie die Seelente, gleichsam Gott näher als die Bewohner der Städte. Wir spüren Regen und Sonne mehr an unserer eigenen Haut und sehen von der Gotteswelt mehr als die Städter, die kaum etwas Anderes als Häuser, Plastersteine und Papier zu Gesicht bekommen. Es hat mich gefreut, in Ihnen einen landwirthschaftlichen Verein begrüßen zu können, denn gerade wir Landwirthe sind darauf angewiesen, zusammenzukommen. Es hat mich früher oft gewundert, daß neben den vielen Fraktionen und Parteien, die die politischen und wirtschaftlichen Programme von einander unterscheiden, keine Fraktion existierte, die die Interessen der Landwirthe vertrat. Jetzt ist ja in dieser Beziehung ein Anfang gemacht, ich möchte Sie aber davor warnen, sich bei einseitiger Wahrung Ihrer Interessen mit den übrigen produktiven Ständen zu verfeinden. Es ist gewiss richtig das alte Wort: „Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt“, es ist aber zu bedenken, daß die Industrie z. B. eine gute Wächlerin unserer landwirthschaftlichen Produkte ist. Auch der Kaufmannstand steht sich schlichter, wenn die Landwirthschaft nicht gedeiht. Die gesammte nationale Produktion muß unter allen Umständen gedeihlich werden. Regen und ruhren Sie sich deshalb, und ruhren Sie das nicht unbedenken hin, was die Schatzkammern und Bäckereien unter den Gelegenen Ihnen bieten. Vieles glaubt man, nur die Regierung ist dazu da, für uns zu sorgen. Die ganze Entwicklung des politischen Lebens hat aber dazu geführt, daß wir heute der Regierung helfen müssen, uns zu regieren. Dazu ist es aber notwendig, sich seinen Willen auszusprechen und geltend zu machen und sich in seinen Handel einzulassen aus Fraktionen oder verfallenen Parteien. Ich bin als Landwirth geboren, und stets waren meine Träume und Wünsche nach einem Leben auf dem Lande gerichtet, selbst in der Zeit, als ich lange



wasserdichten Abtheilungen, in die man das ganze Innere der Schiffe zerfallen läßt, versehen. Aber auch dies trifft nicht in ausreichendem Maße zu, und es kommt noch hinzu, daß, wie beim aufmerksamen Lesen des amtlichen Berichtes sofort ersichtlich wird, die diese einzelnen wasserdichten Abtheilungen schließenden, also erst wirksam machenden Thürnen im Augenblick der Kollision nicht geschlossen waren. Aus der Schnelligkeit der noch durch eine unglückliche Bauart des Vorderbisses der Victoria begünstigten Katastrophe (caum 13 Minuten bis zum völligen Verschwinden unter Wasser) geht ferner hervor, daß diese Thürnen, deren eine große Zahl in den verschiedensten, zum Theil sehr von einander entfernt und tief gelegenen Räumen vorhanden waren, selbst bei sofortigem Befehl nicht alle geschlossen werden konnten. Man wolle ferner die untere in unserer Zeichnung enthaltene Skizze beachten.

Dieselbe stellt den Moment dar, in welchem der „Camperdown“ mit seinem Sporn quer in das Vordriss der „Victoria“ fast bis zur Mitte des Schiffes hineingerannt ist. Das Vordriss der „Victoria“ an dieser Stelle, nahe vor dem Thurm, ist hierbei im Querschnitt dargestellt, so daß man die inneren Räume, die wasserdichten Querwände und die Decks, darunter auch das unter den Kohlenbunkern liegende Panzerdeck, deutlich erkennen kann. Der tief unter Wasser erfolgte Rammsstoß mußte hier immer einen so großen Theil der Seitenwand und der inneren Längs- und Querwände verletzen, daß hier, wie die seine Horizontalschraffur andeutet, in die „Victoria“ stets ganz bedeutende Wassermassen in den verletzten Raum eindringen konnten, selbst wenn alle vorhandenen Jellen wasserdicht abgeschlossen waren. Sodann kommt hinzu, daß das Vordriss nur so wenig über Wasser hervorragt, daß es beim Anfüllen seines Innern mit Wasser sehr bald infolge der Gewichtszunahme so tief sinken muß, daß sein niedriges Verdeck vom Wasser überfüllt wird, und von diesem Augenblicke an hört die Schwimmkraft des Vordrisses auf, d. h. das Schiff verliert unrettbar mit seinem Vordriss. Genau dies Bild bietet der Verlauf der Katastrophe, bei welchem das Kentern (Um-

Jahre hindurch im Staats- und Hofdienst stand. Leider verbieth mir das Alter, noch selbst zu wirtschaften, meine Gedanken sind aber stets bei der Landwirtschaft, die ich noch immer gern unterhalte. Es ist dies eine der wenigen Kuren, wie ich mich noch am öffentlichen Leben betheiligen kann. Hier lebe ich im Walde, unter Bäumen. Sie finden hier also keine Felder. Ich höre aber, daß Sie sich Schönen leisten wollen; hoffentlich beläuft sich nicht auf leichtes der Jüner, denn Schönen hat theilweise geringen Boden. Ich will deshalb nur wünschen, daß Jüner der Jünger nicht das Schlechte zeigen wird. Zum Schluss danke ich noch besonders den Damen für ihre Begleitung und ihr Erscheinen und wünsche in deren Interesse, daß der Regen, der augenblicklich fällt und den wir Landwirthe ja recht gut gebrauchen können, nicht allzu stark wird und allzu lange anhält.

Politische Tages-Rundschau.

Unter den zahlreichen Initiativanträgen der kurzen Reichstagsession waren die auf die Futternoth bezüglichen die einzigen, welche ein unmittelbar dringendes Bedürfnis betrafen, deren Beachtung also auch mit Bestimmtheit erwartet werden konnte. Wir bedauern, daß sie unterbleiben, können es aber nicht billigen, daß ein Mitglied des Reichstags, Herr v. Bloch, in der letzten Sitzung, in welcher der Reichstag beisammen war, darüber lebhaft Beschwerde geführt hat. Wenn Herr v. Bloch ein so großes Gewicht auf die Durchberatung der fraglichen Anträge legte, so hätte er ein sehr einfaches Mittel in der Hand gehabt, dieselbe zu erzwingen. Er brauchte nur am Freitag bei Festsetzung der Tagesordnung für den Sonnabend, auf die Vorberathung der Geschäftsordnung gestützt, zusammen mit 14 anderen Mitgliedern, die er als Vorstehender des Bundes der Landwirthe doch wohl mit Leichtigkeit für sich hätte gewinnen können, zu widersprechen, und die dritte Beratung der Militär-Vorlage wäre erst am Montag vorgenommen worden, der Sonnabend also für die Futternoth frei gewesen. Ein Abgeordneter, der dies Mittel zu benutzen unterlassen, hat auch kein Recht, sich zu beschweren. Wir unterstellen, daß die Unterlassung der Beratung der Anträge, weil wir von ihr eine Verhinderung der Bevölkerung in den nothleidenden Bezirken erhofft hätten. Wir verstehen es jedoch vollkommen, wenn man in den parlamentarischen Kreisen vielfach ganz entgegengesetzter Ansicht war, indem man von der Debatte über die Anträge ein leidenschaftliches Auseinanderlegen der Gegensätze erwartete, welches zur neuen Erbitterung in das Land hätte hinaustragen können. Nimmt man hinzu, daß die Regierungen der Bundesstaaten sowohl, wie diejenige des Reichs bereits hinlängliche Beweise davon gegeben haben, daß sie die Frage der Futternoth in ihrer vollen Bedeutung würdigen, so wird man den Reichstag nicht einer schädlichen Vernachlässigung der Interessen der Landwirtschaft beschuldigen können, und zwar umso weniger, als er sein eigenes Interesse für die Frage nicht nur durch die Einbringung jener Anträge, sondern auch bei Gelegenheit der Beratung der Interpellation Mann über die Manöver betheilt hat.

Die Angabe, daß der Reichstagspräsident Freiherr v. Mallat in kurzer Zeit aus dem Amt zu scheiden gedenke, tritt immer bestimmter auf. Man kann wohl als sicher betrachten, daß die durch das Militärgesetz notwendig gemordene Vernehmung der Reichstagsmitglieder nicht mehr durch ihn vertreten und durchgeführt werden wird. Mit dem bevorstehenden Wechsel in der Leitung des Reichstagsamts hängt es auch zusammen, daß die Art der Lösung der Deutungsfrage augenblicklich noch ganz unsicher ist. Die Erwägungen und Vorbereitungen haben noch zu feinerer bestimmten Ergebnissen geführt. Es können vorläufig nur im Allgemeinen die Andeutungen der Regierung aus der Reichstagsession wiederholt werden, daß ausschließlich eine höhere Bekämpfung von Börsengeschäften und Luxuswaren in Frage kommt.

Die Franzosen haben fortgesetzt das Streben, die Aufmerksamkeit von ihren inneren, höchst faulen Zuständen

dadurch abzulenken, daß sie außerhalb irgendwo Radan anfangen. Und ist ihnen auch der Raum, unwillkürlich, schlecht bewaffnete Völker schließlich unterworfen zu haben, in Dahome und in Toulon in den letzten Jahren noch theurer genug geworden, sie können es nicht lassen, sich neue, unerschöpfliche Feinde auszusuchen und sich an ihnen zu reiben. So haben sie, wie wir mehrfach berichtet, mit dem hinterindischen Königreich Siam Handel begonnen. Ohne jede Berechtigung ließen sie Schiffe in den Meeren einlaufen, und nachdem die Siamer sich dem mit Waffengewalt widersetzten, freilich ohne vorher das übliche „Wer da?“ zu rufen, glaubten sie sich berechtigt, die Beladungen zu plündern, und ihre „Moniere der Zivilisation“ lassen es sich anlegen sein, mit galkischer Kombiantenhaftigkeit die Schiffe zu plündern. So hat, wie den „Times“ aus Bangkok gemeldet wird, der Kapitän des „Portait“ gedroht, alle in siameschen Diensten stehenden Fremden zu tödnen. Der Siamkapitän in Bangkok, J. M. Wil, habe in Erwiderung dieser Drohung erklärt, er sei Deutscher. Der französische Kapitän habe darauf einen Offizier zu dem Siamkapitän geschickt, um diesem einen Besuch abzustatten. Der Gedanke an Abtödtung scheint dem Herrn Kapitän also faßbar vergangen zu sein, um einer alsbaldigen Verlegenheit Platz zu machen. Man darf gespannt darauf sein, wie sich die Angelegenheit in Hinterindien entwickelt. Einweilen informierte die siamesche Regierung den französischen Generalkonsul in Siam, sie wolle ihre Streitkräfte zum Meeres zurückziehen unter der Bedingung gegenseitiger Suspension der Feindseligkeiten. Kommt es wirklich zum Kriege, so kann der Ausgang kaum im Zweifel sein, denn allein ist Siam natürlich nicht im Stande, den Franzosen Widerstand zu leisten. Das Königreich zählt etwa sechs Millionen Seelen, und seine Heeresverfassung ist mit derjenigen der europäischen Länder nicht zu vergleichen. An disziplinirten, regelrechten Truppen hat Siam etwa 3000 Mann, die nach Anleitung dänischer und italienischer Instruktoren exerciren und unter französischen Offizieren stehen. Dazu kommen noch etwa 15.000 Milizen, die im Nothfall mobil gemacht werden können. Die Flotte besteht aus zwei Schraubenpanzern mit 18 und sechs Kanonenbooten mit 23 Kanonen. Die französischen Truppen in Indochina sind gegenwärtig 21.000 Mann stark, darunter 12.000 Annamiten. Es ist übrigens kaum anzunehmen, daß im Falle England als Nachbar Siam ruhig zusehen wird, das Reich den Franzosen zufällt, und es könnte da noch allerlei recht weitgehende Verwicklungen entstehen.

Deutsches Reich.

Hof- und Personal-Nachrichten. Offiziell verlautet, das deutsche Kaiserpaar treffe Ende der Woche auf Schloß Jägerhaus zum Besuche des schwedischen Kronprinzenpaares ein und verweile einige Tage. — Ansehen rufte die Meldung des „Dresd. Journ.“ hervor, daß der Prinz Max von Sachsen aus dem Militärleben aussteigen, sich wissenschaftlichen Studien widmen und zunächst in Göttingen Aufenthalt nehmen wolle. In Göttingen, dem bairischen Hofe, gibt es keine andere Gelegenheit zu wissenschaftlichen Studien, als im Herkulesmünster. Prinz Max hat vor einigen Jahren nach dem Abschlusse seiner Universitätsstudien in Leipzig die juristische Doktorwürde erworben. Wie sehr das „Reichsblatt“ weißt, tritt Prinz Max in ein Kloster.

Das beim freisinnigen Parteitag in Berlin, dessen Verhandlungen bei geschlossenen Thüren unter Ausschluß von Berichterstattern stattgefunden, die neue Bezeichnung „Freisinnige Volkspartei“ für die Gesellschaft der Reichstagsmitglieder worden ist, berichtet wir bereits, daß sie ziemlich frühzeitig in den Sitzungen vergangen sein. Die Partei erkann nach einer Resolution, die Träger einbrachte, zur Zeit insbesondere als ihre Aufgabe eine thätige Betretung und Förderung der kulturellen und materiellen Interessen des Volkes gegenüber den Vorbringen eines einseitig militärischen Einflusses und gegenüber den Behauptungen, welche auf eine Beengung einzelner Berufsstände zum Schaden der Gesamtheit gerichtet sind. Zu diesem Antrag hatte Dr. Max Hirsch einen Vorschlag gemacht, der sich auf den sozialen Theil des Parteiprogramms bezog. Es sollte hiernach in dem Parteiprogramm betont werden, daß die Verbesserung der Lage der

arbeitenden und weniger bemittelten Klassen in Stadt und Land eine der wichtigsten Aufgaben der freisinnigen Volkspartei ist. Unter den Reichstagsmitgliedern herrschte die Ueberzeugung, daß der Antrag Hirsch die wichtigsten und bedeutungsvollsten Fragen behandle, die auf dem Parteitag zur Verhandlung gelangen. Dieser Ueberzeugung entsprechend, war auch die Debatte über diesen Gegenstand am lebhaftesten. Sie nahm hellere und dunklere Schattierungen an, da Dr. Max Hirsch eine abfällige Aeußerung gegen Richter an sich begab. An der Debatte betheiligte sich auch der frühere Abgeordnete Heinrich Schmidt-Berleisch. Die Debatte, die gegen den Antrag Hirsch geltend gemacht wurde, bezog sich weniger auf seinen materiellen Inhalt, als auf die Zweckmäßigkeit der Form, in der er eingebracht war. Schließlich wurde der Antrag dem Central-Ausschuß zur Vorbereitung des neuen Parteiprogramms zur Berücksichtigung überwiesen, was offenbar eine Niederlage gegen Richter bedeutet, denn Richter ist Gegner dieser Bestrebungen Hirsch und des Antrags Hirsch. Der Antrag Richter wurde angenommen. Damit war das Hauptinteresse an den Verhandlungen erschöpft.

Solomonien. Der Reichstag hat sich grundtätzlich dahin ausgesprochen, daß Offizierellen bei den deutschen Schützentruppen in Afrika künftig nur noch mit Offizieren des stehenden Heeres, welche sich freiwillig melden, besetzt werden. Die Dauer der Verlegung zur Schützentruppe ist zunächst auf drei Jahre bestimmt. Die Schützentruppe für Deutsch-Südwestafrika soll neuerdings um 100 Mann verstärkt werden.

Sachsen im Reich. Am 17. Juli, wird berichtet: Dem Ausschuß der Rheinprovinz wurden 2 Millionen als Darlehen wegen der herrschenden Futternoth bewilligt. — Der Krieger- und Kameradschaftliche Verein in Weichenburg bei Nürnberg wurde gestern polizeilich aufgelöst und seine Habe beschlagnahmt. Ungeheures Benehmen der Mitglieder soll die Veranlassung zu diesem Vorgehen sein. — Der bayerische Minister des Innern erhielt ein Rundschreiben gegen die unzüchtige gemeindliche Selbstverwaltung; er empfahl den persönlichen Verkehr zwischen den staatlichen Verwaltungs-Beamten und den Gemeinden.

Ausland.

Großbritannien. Der „Daily Telegraph“ sagt zu der Verwilligung der Militär-Vorlage, Frankreich werde seine Armeen in derselben Weise verkleinern wie Deutschland. (Recht gesagt!) Die „Daily News“ schreiben ferner, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und England augenblicklich sehr gespannt seien. Das Wort „unzufrieden“ jedoch die hiesige Lage in Siam, auf Russland und in Spanien und bemerkt, daß Frankreich in Konstantinopel Alles bereitsteht, um den Sultan gegen England aufzustacheln. — In hiesigen Kreisen wird vielfach die Verwerflichkeit des Casarwitich gegen seine Gattin, die Prinzessin Victoria von Wales, nicht unbetont gelassen. Es heißt, daß die der eventuellen Verlobung im Wege stehenden religiösen Bedenken leicht mit der Einwilligung der Königin beseitigt werden könnten.

Ägypten. Wie berichtet wird, ist der Stand der deutsch-russischen Handelsvertrags-Verhandlungen ein ungünstiger; das Jäger von Seiten Deutschlands vertheilt derart, daß man für die nächste Zeit Wahnsinn zur Ausübung einer Prellerei auf Deutschland erwarte.

Perth. Nachdem der angesehene frühere Minister Whitaker in der Europäischen vorgestern drei Stunden gesprochen hatte, schloß er gestern nach ausführlicher Rede seine Berathung ab. Er erklärte sich als Feind der radikalen Demokratie, die das Unglück Serbiens sei, und rief den Radikalen zu, sie möchten bedenken, daß dem Kapital am Morgenstunde stehen nur ein Schritt sei. Bei der ganzen Anlage handele es sich offenbar nur um die Nachbesserung der Verhältnisse des Staatsvertrages durch das vorige Parlament.

Amerika. Nach einem Telegramm der „Times“ aus Rio de Janeiro vom 15. d. M. ist der Dampfer „Juarez“, unter dem Kommando von Don Raul Mendez von Santa Catarina von dem brasilianischen Kriegsschiffe „Republica“ weggenommen und von den dort mit der gesamten Mannschaft an Bord zu Gefangenen gemacht worden. Der Dampfer „Italia“ wurde gleichfalls weggenommen.

Aus Kunst und Leben.

Kunstausstellungen. Aus Anlaß der Großen Berliner Kunstausstellung hat der Kaiser die große goldene Medaille für Kunst verliehen den Malern Professor Peter Janssen in Düsseldorf und Professor Hermann Kneller in Dresden sowie dem Bildhauer Dr. Rudolf Wiegand in Berlin; ferner die kleine goldene Medaille den Malern Eduard Richter in München, Heinrich Bögel in München, Hermann Eichenhut in Wien und James Guthrie in Glasgow sowie den Bildhauern Johann Otto in Schöneberg bei Berlin und Joseph Blohm in München.

Die Ausstellung der Freischützen in der Reim-Regententempel zu München wurde am Samstag unter großer Theilnahme von Ehrengästen, Künstlern und Kunstfreunden eröffnet. Die

Nordenstadt im „Ländchen“.

(Eigener Aufsatz für das Wiesbadener Tagblatt.)

Von C. Spielmann.

(Schluß.)

In den Dauslosen erhielt die Zivilgemeinde mit Verwilligung des hochwichtigen Konsums ein Geschenk von 800 Gulden aus dem Nordenstadter Kirchenkasten. Der reiche Kirchenkasten hat sich auch stets in künftiger Weise der weltlichen Interessen der Gemeinde Nordenstadt angenommen, so n. A. 1844 3100 Gulden für Abtragung von Schulden und zur Verbesserung der Ortstraßen gespendet, weiter in demselben Jahre 3000 Gulden zur Erbauung des Gemeindefriedhofes. Von der Verpflichtung der Abzahlung dieser Kapitalien im Betrage von 6100 Gulden hat die damals napoleonische Regierung die Civil-Gemeinde Nordenstadt durch Reichthum vom 8. April 1848 Nr. 23,877 entbunden. Eigenthümlich bleibt immerhin der Umstand, daß der Kirchenbau in 1738 einen Zuschuß der genannten Rasse von 300 Gulden, der des Friedhofes 1844 einen solchen von 3000 Gulden nötig gemacht hat. Reichthum wurden damals 150 Gulden bei dem damaligen Pfarrer Pfeiffer in Nordenstadt, 200 Gulden bei dem Oberförster Hof in Langenhain angenommen. Das weiter nötige Geld wurde theilweise aus dem Verkauf von abgelegenen Baulöcheren erzielt, theilweise von den Nordenstadter Einwohnern aufgebracht. Holz wurde aus den herrschaftlichen Wäldern geschenkt, dergleichen von den Gemeinden Oberelsbach, Lengshahn, Grödel, Lohsbach und Oberelsbach.

Die Rechnung erweist zwei Baumeister, von denen jedoch keiner namentlich bezeichnet ist. Als Bauführer wird der Baumeister Bager zu Wiesbaden genannt. Am Bau beschäftigte Handwerker waren die Maurer Johannes Geisner und Johann Wilhelm Neuhart, die Zimmerleute Kaspar Speyer zu Bredenheim und Anton Pfeiffer zu Nordenstadt, Dachbeder Johann Jakob Schmitt von Zistadt, Schmied Johann Nikolaus Dettl, Schreiner Georg Dieffenbach so, wie Schreiner Pintel aus Nordenstadt. Schlosser Jesse zu

Wiesbaden lieferte die Helmschmiede, das doppelte Kreuz und den Wetterhahn, der Maler Bager führte die Vergoldung dieser Gegenstände aus. Die Mauersteine wurden aus den Steinbrüchen von Naurod und Bierstadt bezogen; den nötigen Dachziegel lieferte größtentheils die unferne Wäldchen nach heute bestehende Firma Oswald Gerberich zu Gaud. 55 Bütten Kalk zu 18 Albus lieferten die Ziegler Johannes Richter zu Massenheim und Johann Wilhelm Schumacher zu Bredenheim. Bei Aufgange der Beträge mit den Handwerkern sind im Pfarrhause von diesen und den Herren Beamten und Gerichtsräten für 7 Gulden Speisen und Getränke verzehrt worden. Die beiden Dachbeder, welche das Kreuz aufgestellt hatten, erhielten jeder ein Paar Strümpfe, das Paar zu 24 Albus, als besonderes Geschenk. Eine Ohm Wein zu 10 Gulden wurde nach dem Aufschlagen des Thurmes unter sämtliche Ortsbewohner vertheilt.

Die folgende Zeit blieb für das Ländchen ruhiger, bis der siebenjährige Krieg wiederum die Heere der Franzosen und des Prinzen von Braunschweig in die Gegend führte. Schlimmer traf speziell Nordenstadt die Revolutionszeit. Bei der Flucht von Mainz durch eine Abtheilung der französischen Maas- und Sambre-Armee unter General Marceau im Jahre 1796 wurde den Nordenstadtern im Juli von einer österreichischen Husarenabtheilung ohne Weiteres ihre Schatzkammer auf- und fortgeritten. Statt, daß die gewaltthätigen Requiranten das Vieh über Delfenheim nach Hochheim und von da weiter nach Mainz führten, nahmen sie den Weg über den Weichselschloß Hof, sozusagen an den Fährten des Feindes vorbei. Die Franzosen jagten die schwache Begleitung auseinander, nahmen die Schafe weg und versetzten sie als Kriegsbeute. Die Nordenstadter wandten sich sehr betrübt an ihren Landgrafen und baten ihn um ein „gnädiges Vortheilen“ an das K. K. Reichskommando, damit ihnen der unverkauftene Verlust — sie berechneten ihn auf 2500 Gulden — ersetzt werde. Die kriegsrechtliche Kommission zu Mainz hatte ihren Anspruch abgewiesen. Mitter klagten die Landleute, daß die Franzosen sich das Vieh nur auf ordentliche Requisition ver-

schaft, die Desterreicher dagegen, wie die Schafe, so vorher schon 17 Stück Hühner gleichsam fortgenommen hätten, davon nur 9 und diese in verderbtem Zustande zurückgekommen“. Wäre ein Befehl eingelaufen, so würde die Gemeinde selbst ohne Bezug das Vieh geliefert haben. — Ob die Nordenstadter etwas erreicht haben, ist nicht bekannt geworden.

Wenige Jahre später, 1803, hatte die landgräflich hessen-darmstadtische Herrlichkeit ein Ende. Das „Ländchen“ wurde napoleonisch. Während der aneinander napoleonischen Kriegszeit war der „Schutzkommandant“ der Rheinbundesstaaten von Nassau, Frankfurt, Würzburg, Hessen-Darmstadt, Jfenburg und Baden der Marfalk Kellermann, Herzog und Senator des Kaiserreichs, Großadmiral und Mitglied des Großherzogs der Ehrenlegion, Kommandant der Reservearmee — der „berühmte“ das de Valmy, dem die Franzosen unklug ein Denkmal zu Paris gesetzt haben. Mit solchen Augen beobachtete er von den Ruten Rheinfeste aus, hinter den Kanonen von Mainz hervor, die Bewegungen und Regungen der französischen Verbündeten drüben. Ihm war insonderheit die Fürsorge für die Versorgung der Truppen und die Unterhaltung der Kommunikation auf den Heerstraßen zwischen Rhein und Elbe anvertraut. So erhielt er denn auf Befehl des Generalintendanten Grafen Darn ein für allemal am 1. Juni 1808 sein mit „Grande Armée“ und seinem Brantille überfluthetes „Reglement des Campendances und der Truppenbürger“, in welchem die Lieferungen an Brod, Fleisch, Gemüse, Hülsenfrüchten und Fourage spezifiziert waren, die ordnungsmäßig gegen Entgelt geliefert werden mußten. Damit Alles am Schöpfen ginge, wurde die Verordnung, französisch und deutsch gedruckt (bei Theodor Jähren in Mainz) und mit dem Worte Arrêté! (Galt!) versehen, allorts angeschlagen.

Zu Jahre 1813 brach die napoleonische Herrlichkeit in Trümmer, und es war der letzte große Kriegszustand, den das „Ländchen“ damals an sich vorüberbrausen sah. Hoffen wir, daß es überhaupt der letzte war und daß das gesagte Flecken Erde sich fortwährend des hohen Friedens erfreuen möge, wie zugleich unser gesammtes Vaterland!

Die heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten.

Fünfstadt Von einem armen Dienstmädchen in der Gasse gehten Nachmittags gegen 5 Uhr 2 Kinder verloren. Der redliche Finder wird gebeten, denselben gegen eine gute Belohnung abzugeben. Näh. im Tagbl. Verlan.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 330. Abend-Ausgabe.

Dienstag, den 18. Juli.

41. Jahrgang. 1893.

(40. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nur eine halbe Stunde!

Roman von A. Nordmann.

„Nicht, daß ich wähle!“ erwiderte sie darauf. „Wie sollte er auch dazu kommen? Doch lassen wir das! — Beharren Sie bei Ihrer Weigerung?“

„Ich sehe nicht, daß Sie etwas vorgebracht hätten, was mich anderer Meinung machen könnte!“ entgegnete Kayserling unumgänglich.

„Dann hören Sie noch Eins, Herr Kommerzienrath!“ sagte Sophie langsam. „Sie wissen, daß ich im Besitze eines Geheimnisses bin, dessen Entdeckung für Sie nicht gerade angenehme Folgen haben würde?“

„Ah, Sie wollen mir drohen, mein Fräulein? Wissen Sie, wie das Gesetz ein solches Verfahren bestraft und ahndet?“

Sophie sah ihn mit kalter Verachtung an. „Das weiß ich!“ antwortete sie. „Aber nicht das Gesetz hält mich ab, etwas zu thun, das Sie fürchten, sondern die Achtung vor mir selbst. Ihr Geheimniß ist bei mir vollkommen sicher — aber, Herr Kayserling, sollten Sie wirklich nicht ahnen, wie der Mann steht vor mir steht, von dem ich die Erfüllung einer Pflicht der Menschlichkeit verlange? Der sie mir abschlägt, weil er weiß, daß ich von der Macht, die ich über ihn habe, doch keinen Gebrauch machen werde.“

Der Kommerzienrath lachte, aber es war ein hohles, gezwungenes Lachen, seine eigenen Gefühle in diesem Augenblick waren eher alles Andere als die der Selbstachtung.

„Ich muß Ihnen aber noch mehr sagen.“ — fuhr Sophie unerbittlich fort. „Es geht außer mir noch einige Mitwisser des Geheimnisses — nicht durch mich — die Ihre Feinde sind.“

„Wer ist das?“ fragte Kayserling ernstlich beunruhigt.

„Die beiden Ebelts zum Beispiel.“

„Ich lasse mich nicht einschüchtern!“ rief Kayserling mit einem vernünftigen Versuch, aufzubrechen.

„Das zu erklären, haben Sie noch immer Zeit, wenn man versuchen will, Sie einzuschüchtern; augenblicklich sind Sie von Niemand bedroht. Ich schone Sie, Ebelts schont Sie, Wilhelm Ebelts schont Sie, und wenn Sie auch jetzt noch, nachdem Sie das wissen, bei Ihrer Weigerung beharren, so spielen Sie die verächtliche Rolle eines Mannes, der unanständig handelt, weil er von dem Kampfsgefühle der Gegner eine Wiedervergeltung nicht zu erwarten hat.“

Kayserling war todtensilb geworden. So hatte noch Niemand mit ihm zu reden gewagt, und es war doch zum Staunen, daß die, welche so zu ihm sprach, Recht hatte. Er schämte sich vor sich selbst, daß er nichts Besseres zu erwidern wußte, als die leere Drohung: „Wenn Sie ein Mann wären, Sie dürften nicht angekränkt so zu mir reden!“

„Sie fühlen, daß ich Recht habe, Herr Kayserling,“ sagte Sophie milder, „aber wenn Ihr unfeliger Starrsinn Sie noch immer nicht überwinden will, so muß ich mein Letztes versuchen: eine Beschuldigung an ihr Herz — die vielleicht doch noch Erfolg hat.“ Ihre Stimme wurde weicher, und es schimmerte feucht in ihren Augen, als sie fortfuhr: „Hat es für Sie nie eine Zeit gegeben, wo eine weibliche Bitte Alles über Sie vermochte?“

„In geschäftlichen Dingen nie!“ erklärte der Fabrikant mürrisch.

Sophie stand auf und legte ihre Hand beschwörend auf seinen Arm. „Nicht so meine ich es. Versinnen Sie sich, ob Ihnen vormals der Gedanke erträglich gewesen wäre, in Savitris Augen niedrig dazustehen; ob Sie es jetzt mit Gleichmuth ansehen würden, wenn Ihre Tochter Elisabeth schlicht von Ihnen dächte. Und nun seien Sie gerecht! Erparen Sie auch Ihrer anderen, erparen Sie auch Sa-

witris Tochter das Leid, Sie nicht lieben, Sie nicht einmal achten zu können.“

Savitris — Tochter — Du?“ er starrte sie an wie eine Erscheinung, und durch seinen Körper ging es wie ein elektrischer Schlag — dann legte es sich wie ein dunkler Nebel vor seine Augen — es summte und schwirrte ihm vor den Ohren — er griff tastend nach Sophies Händen und sank endlich wie betäubt in seinen Sessel zurück. Als er, aus seiner augenblicklichen Bewußtlosigkeit erwachend, sich wieder aufrichten konnte, sah er Sophie vor sich knien.

Hülfslos starrte er sie an — dann stammelte er: „Ja, das sind Savitris Augen — ich habe es immer dunkel gehabt — Du bist nicht Edelts Tochter.“ — „Er wollte aufspringen, sie in seine Arme ziehen, aber Sophie hielt ihn mit sanfter Gewalt zurück und bat: „Nicht so! nicht so! — Denke an Elisabeth! Niemand außer uns darf es wissen. Aber zeige mir den Vater! Gewähre Deiner armen, verlassenen und verlegenen Tochter die erste Bitte, die sie an Dich richtet.“

Alle Arbeiter, die sich melden, sollen wieder eingestellt werden, alle ohne Unterschied — Deinestwegen!“ Er sprach es mit schillernder Anstrengung und streckte abermals beide Arme nach ihr aus. Aber sie drückte nur einen Fuß auf seine rechte Hand und war zur Thür hinaus, ehe er Mienen machen konnte, sie zurückzuhalten.

Doch nur wenige Minuten hält die Betäubung an, in welche der Kommerzienrath versunken war. Er riss sich auf, gab im Comptoir und an der Kasse Auftrag, daß alle sich meldenden früheren Arbeiter unter den alten Bedingungen wieder angenommen werden sollten, und begab sich sodann nach der Wohnung Ebelts, wo er Sophien anzutreffen hoffte. Seine Voraussetzungen erwies sich als richtig; das junge Mädchen war unmittelbar aus der Fabrik dorthin gefahren, um das Ergebnis ihres Besuchs bei Kayserling mitzutheilen.

Schon unterwegs hielt sie einen der ihr bekannten älteren und friedlich gesinnten Arbeiter an, dem sie aufrichtig, seinen Kameraden mitzutheilen, daß sie wieder in der Fabrik Unterkommen finden würden. Sie fühlte sich für das Opfer, das sie mit diesem Gange gebracht hatte, doch reich belohnt, als das mürrische, verdorrte Gesicht des Mannes sich sofort aufhellte und er ihr mit einigen rauen Dankesworten treuherzig die Hand schüttelte. Bei Ebelts fand sie zehn oder zwölf mehrmals jüngere Arbeiter, den leeren und hartnäckigen Rest der Streikenden. Sie kannte sie alle und erklärte nach kühnem Grusse, zu Ebelts gerichtet: „Ich komme heute vom Kommerzienrath Kayserling; er hat mich geschickt, um bei Ihnen nicht vermittelnd, und so übernahm ich es. Er wird alle Arbeiter, die sich bei ihm melden, wieder einstellen.“

„Wird wohl bei uns kein Glück damit haben,“ murmelte einer der Leute. „Wir haben die Stauerer!“

„Die wird in Zukunft noch ärger werden!“ fügte ein Anderer hinzu.

„Nun, was ihr wollt,“ sagte Sophie gleichgültig. „Ich bin nicht gekommen, um euch zu überreden, sondern nur, um euch mitzutheilen, daß der Weg zum Verdienste Euch wieder offen steht. Wie ihr das benutzen wollt, ist euer Sache!“

„Wir sind Ihnen doch dankbar, Sophieschen!“ sagte ein älterer Arbeiter, ihr freundlich zuneigend. Sie haben es jedenfalls gut gemeint, und manche Frau wird Sie heute dafür segnen. Aber für uns ist es nichts mehr bei Kayserling.“

„Und warum nicht?“ fragte der Genannte, der soeben unbemerkt eingetreten war und die letzten Worte noch gehört hatte. „Guten Tag mit einander! — Also warum nicht?“

Nur drei oder vier der Arbeiter erwiderten flüsternd seinen Gruß; die Anderen bewachten ein trübseliges Schweigen. Auch blieben sie alle sitzen, nur Ebelts erhob sich und sagte mit

einer Stimme, aus der verhaltener Born sprach: „Was führt Sie zu mir, Herr Kommerzienrath? Ich weiß die Ehre Ihres Besuchs nicht recht zu schätzen.“

Kayserling ließ seinen Blick mit kalter Gleichgültigkeit auf dem Sprecher ruhen, als er antwortete: „Das kann ich mir denken! Ich kam auch nicht Ihre Wege, sondern weil ich eine junge Dame hier suche — dort steht sie — mit der ich noch Etwas zu besprechen habe.“

„Die junge Dame dort?“ fragte Ebelts höhnisch. „Kennen Sie die so genau?“

„So genau, Ebelts, daß ich mir von Ihnen gewiß das Recht nicht nehmen lassen, mit ihr zu sprechen, wenn ich will.“

Erstarrtes Marmeln unter den Arbeitern folgte diesen Worten. Sophie erglühete fast vor Entrüstung über den Argwohn, der sich in diesem Marmeln ausdrückte; Ebelts aber fragte spöttisch: „Das ist mir neu, Herr Kayserling. Wollen Sie nicht die Güte haben, mir das zu erklären?“

Wenn Ebelts darauf gerechnet hatte, den Kommerzienrath durch diese Frage in Verlegenheit zu bringen, so irrte er sich. Der Fabrikant blühte furchlos auf die finsternen und drohenden Gesichter, die ihn umringten, und sagte: „Warum nicht?“ Mein lieber Ebelts, hören Sie denn: Die junge Dame ist meine Tochter Sophie.“

„Seine Tochter?“ — Kayserlings Tochter?“ — Die Sophie? Ist das wahr, Ebelts?“ riefen die Arbeiter wie durch einen Zauber.

„Es ist wahr —“ sagte Ebelts ergrimmt. „Sie und Elsin.“

„Elsin?“ rief Kayserling verwirrt. Wer ist Elsin?“

Ebelts lachte. Er hatte in der Frühe mehr, als das sonst seine Gewohnheit war, der Falsche zugeprochen; daher war er in aufgeregter Stimmung, und Alles, was vorging, reizte ihn nur noch mehr. „Ah, die Elsin kennen Sie noch nicht?“ schrie er. „Hören Sie doch Ihren Freund Meulengracht! Ja, diese beiden, die Sophie hier und die Elsin in Tannrode, sind die richtigen Fräulein Kayserling, und das Büppchen Elisabeth darf von Rechts wegen nur den Namen der Mutter führen!“

„Ja, so sind diese Herren! Aber unsrerer sollte so etwas thun!“ schaltete es aus dem Munde der Anwesenden.

„Ihr seid mir schöne Herren!“ sagte Kayserling, ohne seine Haltung und selbstbewusste Haltung auch nur sekundlang zu verlieren. Seine Miene wanderte trübsinnig von einem zum Andern, und die Leute wandten ihn; es war wohl kein Einziger unter ihnen, von dem Kayserling nicht mehr wußte, als ihm lieb war; hatte er sich doch nie auch nur einen Augenblick bekommen, für seine Arbeiter, wenn er nur sonst mit ihren Leistungen zufrieden war, in mancherlei Verlegenheiten, die sich aus thörichten Streichen ergaben, einzuspringen.

Die Weissen versammelten beschämt; nur Ebelts ließ sich nicht beruhigen; Kayserlings Kaltblütigkeit reizte ihn zu rasender Wuth, und mit heiserer Stimme schrie er seinem alten Feinde zu: „Was wollen Sie uns da sagen? Das will auch unser Theil an dem Korbholze haben? Wie? Wollen Sie etwa das alte Sprüchwort ins Treffen führen: Schwelgt Du mir, dann schweig ich Dir? O, mit Ihnen zählen wir uns noch lange nicht zusammen! Noch lange nicht!“

Reich und zitternd hörte Sophie diesen Ausbruch an; aber ihr Vater vermande keinen Blick von Ebelts und sagte, als dieser inne hielt, gelassen: „Ich will Sie entschuldigen, Ebelts. Sie haben früher nie getrunken — aber Mühsiggang ist aller Lust Anfang. Wenn Sie wieder nüchtern sind, will ich Sie weiter hören.“

(Fortsetzung folgt.)

Straußenzucht.

Die seiner Zeit veröffentlichten Mittheilungen des als Gouvernementssekretär in Kamerun verstorbenen Premierleutenants Bertram über die angelegtesten Versuche, die Strauße heerdenweise planmäßig zu züchten, finden heutzutage, so schreibt die „Tägliche A.“ die glänzendste Bestätigung durch unsere in Afrika lebenden Landleute, welche nicht nur berichten, daß die Anzahl der sich mit dieser Zucht befassenden Gehörte sich ganz bedeutend vermehrt hat, sondern daß alle insgesammt sehr gute Geschäfte machen. Die gezeigte Nachfrage nach den Schmuckfedern des afrikanischen Straußes in allen Welttheilen und der Umstand, daß diese Federn immerhin noch einen gewissen Marktwert in Innerafrika bilden, hat dazu geführt, daß die Weißen und Eingeborenen jenen schönen (N) schönen Nisenvogel durch unerbittliche Verfolgung in fast allen Gegenden beinahe ausgerottet haben. Je größer daher einerseits die Nachfrage nach diesen Schmuckfedern wurde, desto dürftiger begann die Zufuhr zu werden, und dies sowie die Erfahrung, daß gezähmte Strauße, die man hier und dort auf Gehöften hielt, weit schönere und gleichartigere Schmuckfedern zeigten, als die wilden Strauße, brachten einen intelligenten englischen Ansiedler im Innern des Kaplandes zuerst auf den Einfall, einen Versuch mit der künstlichen Zucht der Strauße zu machen. Dieser Versuch, der mit einigen Brutten begonnen wurde, gelang, und heute besteht, wie gesagt, eine sehr große Anzahl dieser Züchtereien in ganz Süd-Afrika. Anspruchlos, wie dieser Vogel ist,

genügen ihm einstige Schafweiden, die wegen Verschlechterung der Grasnarbe als Schafweiden aufgegeben werden mußten; da aber Strauße noch gedeihen, wo Schafe ihr Auskommen nicht mehr finden, so entspricht das Gelände seinem jetzigen Zweck vollkommen. Die Strauße sind zählebige und harte Geschöpfe, können große Hitze und bittere Kälte ertragen, vertragen für längere Perioden sogar das Fehlen von Futter, brauchen gar kein Gutes oder schwer zu beschaffendes Futter, vermehren sich ziemlich stark und lohnen bei den noch hohen Preisen der Schmuckfedern das auf die Anlage eines Straußenhofes verwendete Kapital und die auf die Pflege einer Herde verwendete Mühe sehr gut.

Ein Schotte Namens Douglas hat eine Brutmaschine erfunden, um die Eier auszubrüten; ohne künstliche Ausbrütung ist die Straußenzucht nicht sehr lohnend und die Fortpflanzung der Herde zweifelhaft. Da nämlich beim Strauß auch der Hahn sich am Brütgeschäft betheiligt, so verlieren die Hühner, brüten nicht alle Eier aus und verderben auch dabei die Schmuckfedern; außerdem aber sind die ausgeschlüpften Straußenküken sehr vielen Gefahren ausgesetzt. Sobald man daher bemerkt, daß eine Straußenherde sich von der Herde absondert und irgendwo ein stilles Plätzchen im Geßtrüpp aufsucht, um ihre Eier zu legen, so merkt man sich diesen Ort, besucht denselben nach einigen Tagen, verschafft die Hühner vom Gelege, sammelt die Eier und bringt sie nach der Brutmaschine, worauf die Hühner gleich in der Nachbarschaft ein neues Gelege macht. Nach legt man da und dort an geeigneten Stellen sogenannte Nestlein, d. h. ausgehauene und mit Sand gefüllte Straußenkörbe nieder, damit die Hühner die Hühner dazulegen. Diese Eier werden nun

sorgfältig gesammelt und sechs Wochen lang in den Schubladen der Brutmaschine untergebracht, wo die zur Ausbrütung erforderliche Hitze, die sorgfältig geregelt werden muß, durch Wasserheizung hervorgerufen wird. Die Eier werden dreimal täglich umgedreht und müssen im rechten Augenblick geöffnet werden. Die ausgeschlüpften Jungen werden noch eine Zeitlang sorgfältig gepflegt. Sie werden dann in Heerden oder Trüben von dreißig bis vierzig Stück mit einander ausgezogen; die Ueberflüssigen werden verkauft. Wenn die Jahreszeit zum Ausbrüten der Schmuckfedern herankommt, werden die Hühner durch ausgebreitete Maiskörner in ein Gelege gelockt und dann durch Gaben von Mais in einen engen, eingezäunten Gang geführt, wo sie schließlich so dicht stehen, daß sie wieder die Schwingen entfalten, noch mit den Beinen ausschlagen können, und hier werden ihnen die Schmuckfedern entweder abgeschnitten oder ausgerupft. Die ausgerupften Schmuckfedern nennt man „lebendige Federn“; man schätzt sie auf dem Markte weit höher, weil sie nicht durch Blut, Fett u. s. w. verunreinigt sind.

Die Beaufsichtigung der weibenden Hühner und das Einreiben in die Gelege geschieht zu Pferde. Die Reiter sind mit bornigen Zweigen bewaffnet, weil die Strauße oft ziemlich wild sind und gefährlich mit den Füßen ausschlagen. Jeder Hühner, welcher alt genug ist, um gerupft zu werden, giebt jährlich zwei Enten von Schmuckfedern, welche im Durchschnitt 15 Pf. Sterl. für den Hühner erbringen, während ein jedes Stück, alt und jung, etwa 30 Pf. Sterl. werth ist. Die Straußenzucht ist demnach ein ganz einträgliches Geschäft.

